

Vorlesungen und Klausuren in der Vergleichenden Literaturwissenschaft. Interview* mit Univ.-Prof. Dr. Achim Hölter

I: Herr Professor Hölter, was halten Sie eigentlich von Klausuren?

AH: So generell? Sie sind wohl eine notwendige Form der Leistungskontrolle in bestimmten akademischen Kontexten. Persönlich mag ich sie nicht.

I: Das heißt, Sie haben nicht gerne welche geschrieben (denn ich nehme an, Sie müssen keine mehr schreiben, lacht) oder Sie lassen ungerne welche schreiben?

AH: Beides. Ich bin in der Tat froh, dass ich selbst keine Prüfungen mehr ablegen muss, denn ich glaube, selbst wenn jemand so wild auf Bestätigung ist, dass er sich gerne prüfen lässt, zeigt sich so etwas eher an mündlichen Examina, wo man schauspielermäßig glänzen könnte. Also ganz klar: Selbst mochte ich Klausuren weder in der Schule noch auf der Uni, und deshalb wünsche ich auch niemandem den damit verbundenen Stress.

I: Das ist zweifellos sehr nett und human, hilft aber nicht wirklich weiter, oder? Sie schreiben ja, durchschnittlich viermal im Semester, eine Klausur in Ihrer Vorlesung.

AH: Ja, das stimmt. Als vorgeschriebene Prüfungsform ist das unvermeidlich. Selbst wenn wir andere Modi vorzögen, könnten wir die aufgrund der Studierendenzahlen gar nicht verwirklichen. Die Klausur ist die klassische Massenprüfungsform, egal, ob als Essay oder als Abarbeiten von Fragen oder als Multiple Choice-Bogen.

I: Ist das nicht nervtötend? Nach jeder Klausur kommt schon bald die nächste?

AH: Ja, ehrlicherweise ist es ab und zu nervtötend: Fünfzig- oder hundertmal oder noch öfter die Antworten nach den erwarteten Aspekten, Begriffen, Prinzipien oder Details zu checken, von den vielen verschiedenen, nicht immer leicht leserlichen Handschriften abgesehen, begeistert einen nicht unbedingt als produktive Verwendung der eigenen Lebenszeit. Die Sache mit den vier Terminen pro Semester kommt dann noch hinzu; das ist ja eine österreichische Spezialität.

I: Tatsächlich? Inwiefern?

AH: Nun, in den meisten, eigentlich fast allen Ländern finden (oder fanden bis vor ein paar Jahren) kollektive Prüfungen wie Klausuren ein einziges Mal pro Semester oder Trimester statt. Wer an dem Termin plötzlich nachweislich krank ist oder einen Unfall hat, hat dann ein Recht auf eine Nachprüfung, aber das sind immer Ausnahmefälle. Also, wenn nicht gerade eine Pandemie herrscht, drei oder vier von Hundert. Das ist organisierbar.

I: Aber es kann doch sein, dass jemand am Termin der ersten Klausur eine andere Prüfung hat...

AH: Merkwürdigerweise kann das in den europäischen Nachbarländern zumeist eben nicht sein. Nämlich, wenn das Schreiben einer Klausur an den Besuch der oder

zumindest die Anmeldung zur Vorlesung gebunden wäre, was ja bei uns nicht der Fall ist. Das ist logischerweise der springende Punkt. Wenn also, dies ausgeklammert, die Klausur in der letzten Sitzung stattfindet und sich alle an das Prinzip halten, zu Zeitpunkt und -dauer im Raum ihrer Veranstaltung zu prüfen, kann es eigentlich keine Konkurrenz geben. Seltene Sonderfälle immer ausgenommen.

I: Sie würden also dafür plädieren, weniger Prüfungsantritte zu erlauben?

AH: Ich bin noch immer deutscher Staatsbürger und im deutschen System aufgewachsen. Aber ich bin seit 15 Jahren in Wien und hier mindestens so stark sozialisiert. Beide Systeme nähern sich übrigens einander an, d.h. je nach Bundesland kann es auch in Deutschland z.B. zwei Prüfungsantritte geben. Die Frage erzeugt in mir selbst einen Widerspruch, den ich aber aushalten kann, weil ich mich inzwischen der Pensionierung nähere. Trotzdem will ich ehrlich sein: Persönlich halte ich das System mit multiplen Prüfungsantritten für eine unnötige Komplikation, und zwar für alle Beteiligten. Ich stelle mir vor, *ich* müsste so etwas noch einmal absolvieren, dann wäre ich froh, wenn ich es am Semesterende hinter mir hätte. Wobei...

I: Wobei?

AH: Wobei ich etwas in Erinnerung rufen möchte, das vielleicht den meisten Jüngeren unbekannt oder unvorstellbar ist: Als *ich* studierte, in den 1980-er Jahren, schrieb man in den Literaturwissenschaften keine Klausuren über Vorlesungen. In bestimmten Seminaren, Sprachkursen usw. schon (also ich habe Klausuren schreiben müssen in Mittelhochdeutsch, Althochdeutsch, Gotisch usw.), aber nicht über eine Vorlesung in Anglistik oder Romanistik oder Germanistik. Das gab es nicht.

I: Das gab es nicht? Wie hat man denn dann die Leistungen geprüft?

AH: Gar nicht. Die Vorlesung als älteste und elementarste akademische Lehrform hat sich erst durch die BA- und MA-Reform zu dem gewandelt, was wir heute praktizieren, wohlgermerkt: in den meisten Geisteswissenschaften. Soweit ich weiß, ist das in den Rechtswissenschaften oder in Medizin schon immer anders gewesen. Die, wenn man so will, ergebnisorientierteren Fächer haben uns dann vor zwei Jahrzehnten die Regeln vorgegeben, so dass praktisch jede Lehrveranstaltung mit Blick auf ihren prüfbaren Output angelegt ist. Als *ich* studierte, fand also in den Seminaren und verwandten Kursen intensive inhaltliche Arbeit statt, die auch in Hausarbeiten, mündlichen Prüfungen oder eben Klausuren kontrolliert wurde. Nur eben nicht in Vorlesungen.

I: Wozu waren die Vorlesungen dann gut?

AH: Nun, es ist ja nicht so, dass dort kein Wissen vermittelt worden wäre. Es war vielmehr anders formuliert oder portioniert. Und natürlich nicht immer hauptsächlich so aufbereitet, dass man es lernen und prüfen, vervielfältigen und mit anderen teilen konnte. Die klassische Vorlesung war eine Ein Mann- oder eine Frau- Veranstaltung (es gab auch in meiner Studienzeit an den moderneren Unis schon ziemlich viele Professorinnen in unseren Fächern), bei der eben alle mitschrieben. Wir wissen ja recht gut, dass das Mitschreiben von Hand einen starken Lerneffekt hat. Das war

also schon sehr, sehr nützlich, zumal gerade in Vorlesungen die Grundlagen geschaffen wurden: Literaturgeschichte, Formenlehre, Methodologie.

I: Und wenn man das überflüssig fand? Oder langweilig?

AH: Das war unser gutes Recht damals. Es gab Studienpläne, nach denen man solche oder solche Vorlesungen besuchen musste, nur: Nachdem das nicht überprüft wurde, konnte man so etwas auch einfach durch Eintrag ins Studienbuch behaupten. Wir waren also freier. Aber kurioserweise kann ich sagen, dass die Vorlesungen früher besser und stabiler besucht waren als heute, wo sie – nicht als einzelne, aber als Genre – grundsätzlich wirklich Pflicht sind. Teilweise machten sie großen Spaß, etwa, weil die Professor:innen sympathisch waren, oder gut und lehrreich vortrugen, und wenn das einmal nicht der Fall war, konnte man die auch auslassen, ohne sich mit Blick auf eine Klausur am Ende Sorgen zu machen.

I: Aber nochmal: Langweilig war das nie?

AH: Doch, natürlich, was aber nicht daran lag, dass es keine Powerpoint gab (denn so etwas vermisste man ja nicht) und was nicht einmal an den Vortragenden oder am Stoff liegen musste. Sondern nicht selten an der Uhrzeit: Ich hatte oft Vorlesungen am frühen Mittag. Das ist eigentlich immer fatal, denn junge Menschen können da einen enormen Hunger entwickeln, der doch erheblich ablenkt; am späten Mittag durchleben die meisten dann eine schlafaffine Phase, die man übrigens als Vortragender von vorne, vom Pult aus, sehr genau und zuweilen mit einigem Neid beobachtet. Und Gähnen steckt bekanntlich an.

I: Irgendwie klingt das einigermaßen idyllisch. Haben wir es heutzutage schlechter? Ist das Studium zu verschult? Vertraut man uns zu wenig, was selbständiges Lernen betrifft?

AH: Ich würde nicht sagen, dass es früher besser war; nur die Sache mit den Vorlesungen, die gefiel mir besser. So richtig deutlich wurde mir das – und ich glaube, vielen Kolleg:innen auch – während der Corona-Pandemie. Natürlich kann man eine Vorlesung medial immer noch optimieren und natürlich lässt sich gerade eine Vorlesung bei passender Stabilität des Internets wunderbar online oder zeitversetzt verfolgen. Wir haben uns alle mehr oder minder daran gewöhnt.

I: Sie sagen das, als ob Sie eigentlich auf Nachteile zu sprechen kommen wollten.

AH lacht: Sie haben es herausgehört. Ja, in meinen Augen hat die Art, wie sich das Format Vorlesung entwickelt hat, übrigens egal, ob in Präsenz oder online, zwei gravierende Nachteile. Der eine besteht in der zunehmenden medialen Technisierung, also einer Wegbewegung vom Prinzip Sprechen-Zuhören. Nichts gegen Powerpoint, nichts gegen u:stream usw. Aber wir werden, mindestens an unseren mitteleuropäischen Universitäten, aus rein finanziellen Gründen keine Chance haben, Vorlesungen zu kreieren, die mit den gängigen Medienerfahrungen (und -ansprüchen!) unseres typischerweise jungen Publikums mithalten könnten. Manche empfinden deshalb eine Uni-Vorlesung vielleicht als liebenswert altmodisch oder als entschleunigend. Wer uns aber an einer aufwendig produzierten Fernsehsendung oder am

Tempo eines youtube-Clips oder an einem gutgemachten Blog oder Podcast misst, wird meistens enttäuscht sein.

I: Kann man in diese Konkurrenz nicht doch einsteigen?

AH: Wie ich sagte, das ist eine Geldfrage. Grundsätzlich könnten wir das sicherlich, aber es ist klar, dass in den Kulturwissenschaften Hochglanzvorlesungen am ehesten als Profit-Projekte reicher Elite-Universitäten funktionieren, natürlich auf Englisch und für einen globalen Markt produziert. Wenn da das Prüfungs-Tool gleich mitgeliefert wird, können wir unser Uni-Angebot outsourcen; ich bin nicht sicher, dass das nicht eh in den nächsten Jahren für das Format Vorlesung flächendeckend passiert, womit fast egal wäre, wo man studiert. Außerdem ist es auch einfach wahnsinnig nah am Bildungsfernsehen. Aber ich sehe da noch einen zweiten Verlust...

I: Sie denken wahrscheinlich an den menschlichen Faktor, die face to face-Kommunikation?

AH: Ganz genau. Und nicht nur, was den - in meinen Augen - immer noch unersetzlichen Präsenz-Kontakt mit einer realen Lehrperson betrifft, die ad hoc reagieren kann, auch nonverbal, sondern speziell, was den Kontakt untereinander angeht. Es klingt jetzt doch wieder schwer idyllisch, aber: Als ich studierte, wurden bestimmte Vorlesungen (natürlich die, die zeitlich gut lagen und deren Dozent:in beliebt war) von *allen* besucht, und zwar, weil *alle anderen* auch hingingen. Was übrigens auch dadurch ermöglicht wurde, dass die „großen“ Vorlesungen in den großen Hörsälen zeitlich so lagen, dass möglichst wenig Stundenplankonflikte entstanden. Auch das ist im Zuge der Durchökonomisierung der Universitäten abhandengekommen, weil möglichst alle Räume immer genutzt werden.

I: Wir haben ja heute je nach Institut relativ wenig Treffpunkte. Viele Studierende kennen einander gar nicht persönlich...

AH: Ja, mit Vorlesungen war genau das verbunden, woran Sie denken: Von Freundschaften innerhalb des Faches bis zur Anbahnung von Liebesbeziehungen (auch das war ja noch nicht ins Digitale ausgelagert). Vorlesungen waren einmal die Essenz des Unilebens. Zuhören, sehen und gesehen werden. Davon sind wir, was ich schade finde, einigermaßen weit weg.

I: Sie würden also sagen, Vorlesungen sind gar nicht so sehr akademische Lehre als vielmehr soziale Meetings?

AH: Sie sind beides, so wie die Anwesenheit bei Lesungen, Vorträgen oder Konzerten, der Theaterbesuch oder früher einmal für die meisten der Kirchgänger. Man hat im besten Fall einen spirituellen oder kulturellen oder wissenschaftlichen Gewinn davon, aber man kommt eben auch unter reale Menschen, besser noch: unter gleichinteressierte reale Menschen.

I: Ist das der einzige Vorteil der Präsenz-Vorlesung? Dass man die anderen Studierenden trifft?

AH: Es ist ein wichtiges Privileg, aber natürlich nicht das einzige. Wie gesagt, das geringere technische Niveau, verglichen mit dem Fernsehen oder vorproduzierten lectures, werden wir nicht aufholen können. Dafür haben wir die Vorteile (natürlich auch die Risiken) einer Livesendung. Lassen Sie mich das aus meiner Erfahrung erklären: Als ich Student war, lebten wir noch mit den Ausläufern der 70-er Jahre, wozu eine allgemein verbreitete Neigung zur Spontaneität gehörte. Als Professor musste man zuweilen, aber ich glaube, viel weniger als ein Jahrzehnt vorher, mit Zwischenrufen und Zwischenfragen rechnen, die gerne auch einmal aggressiv sein konnten. Manche glaubten noch, sie wären es sich schuldig, gelegentlich zu unterbrechen oder zu stören, aber das war irgendwie schon weitgehend abgeklungen. Was es noch gab, waren eigensinnige oder naive Studierende, die immer wieder dieselben Dinge fragten, weil das ihr Hobby war oder weil sie diese eine Sache gerade erst gelernt hatten und nun anbringen wollten.

I: Muss man sich das stressig oder lustig vorstellen?

AH: Ich denke, für einen Anfänger im Vorlesungshalten war das der absolute Horror; die meisten anderen Studierenden haben bei sinnlosen Zwischenfragen die Augen gerollt oder gelacht. Aber es gibt ja auch sinnvolle Zwischenfragen, und das ist glücklicherweise mehr oder weniger das einzige, was aus jener Epoche übriggeblieben ist.

I: Und wie finden Sie das?

AH: Das finde ich gut. Wenn jemand nachfragt, weil ich akustisch undeutlich war (das kommt selten vor) oder inhaltlich nicht klar genug oder mir ein Flüchtigkeitsfehler oder Versprecher unterläuft, dann ist es gut, wenn etwas wiederholt oder nachgetragen oder richtiggestellt oder einfach noch besser erklärt wird. Das kränkt mich keineswegs.

I: Etwas ganz anderes: Gibt es Besonderheiten, was die Vorlesungen in unserem Fach Komparatistik betrifft?

AH: Hm, ich würde sagen: Ja und nein. Ich war früher daran gewöhnt, dass nur Professor:innen oder Habilitierte Vorlesungen halten dürfen. Das ist bei uns anders, insofern manche STEOP-Veranstaltungen der Form nach Vorlesungen sind. Aber wenn ich bei meinen eigenen Vorlesungen bleibe, würde ich sagen, eine Besonderheit liegt nur in der Klientel. Die Vergleichende Literaturwissenschaft ist in Wien ja ein mittelgroßes Fach mit Hunderten Studierenden, aber klarerweise kein Massenfach wie die Germanistik. Daraus folgt, dass unsere Vorlesungen nicht von vielen Hundert Menschen verfolgt werden, sondern, pro Semester, und Präsenz und online zusammengerechnet, vielleicht jeweils von zweihundert. Und von denen ist wiederum, grob geschätzt, die Hälfte in unserem Fach inskribiert, während die andere Hälfte sich aus Studierenden anderer Fächer zusammensetzt.

I: Was sind das für Fächer?

AH: Zumeist die benachbarten Philologien, also Germanistik, Anglistik, Romanistik, Slavistik, aber auch die anderen Sprachkulturen, die in unserem Institut EVSL beheimatet sind. Wir sind ja in diversen Erweiterungscurricula gelistet.

I: Sehen Sie bei den Anmeldungen auch Studierende von Fächern außerhalb der Philologien?

AH: Ja, und sogar außerordentlich gerne. Meistens handelt es sich um Kunsthistoriker:innen oder Studierende der Musikwissenschaft oder natürlich der Theater-, Film und Fernsehwissenschaft. Das sind so unsere Favoriten, oder man müsste besser sagen: Wir gehören zu deren Favoriten. Was mich sehr freut. Früher übrigens, als das Studium noch nicht so stark nach Bedarf budgetiert war und Menschen Vorlesungen und auch Seminare „nur so“, aus Interesse, besuchten, gab es in den Literaturwissenschaften grundsätzlich viele Seniorenstudierende, die gerne mehr über ihre belletristischen Vorlieben erfahren wollten, aber eben auf professionellem Niveau. Das war immer eine stabile Klientel, gerade für ein Fach wie die Komparatistik. Was sich auch jetzt nicht völlig geändert hat; der Besuch ist nur seit der Pandemie etwas schüchterner geworden.

I: Seit Corona lassen Sie Ihre Vorlesungen streamen und stellen die Aufzeichnungen auch auf Moodle ein. Schauen Sie sich das nachher selbst noch einmal an?

AH: Da muss ich ehrlicherweise sagen: Selten. Oder genauer: Nur, wenn es nötig ist. Also wenn ich darauf hingewiesen werde, dass ich mich falsch positioniere oder beim nächsten Mal irgendetwas anders machen müsste. Ansonsten gehöre ich zu den Menschen, denen es peinlich ist, sich selbst in einer Aufzeichnung zu sehen oder die eigene Stimme zu hören. Das ändert sich auch nicht – ich werde im Leben kein Schauspieler mehr. Hingegen, das merkt man vermutlich auch, habe ich keine Scheu, vor vielen Menschen zu reden. Solange es beim Reden bleibt.

I: Ist das Aufzeichnen eigentlich auch ein Copyright-Problem?

AH: Ja, tatsächlich, das ist es. Wir wissen alle, dass es Mittel und Wege gibt, das, was wir am Rechner anschauen, aufzuzeichnen und daher auch weiterzuverbreiten. Das ist tatsächlich verboten, denn eine Vorlesung ist das geistige Eigentum des Vortragenden.

I: Ist das nicht paradox? Wir sollen etwas lernen, uns also Wissen aneignen, aber gleichzeitig soll es uns dann nicht gehören? Wie haben wir uns das vorzustellen?

AH: Das ist gar nicht so leicht, und ehrlicherweise gibt es da, wenn man in die Details geht, eine Reihe ungeklärter oder wenigstens nicht unumstrittener Punkte. Denn Sie haben ja recht: Das Ziel jeder Lehrveranstaltung und des Studiums überhaupt, ist es, dass Sie Wissen erwerben, für das Sie nicht anschließend noch Gebühren oder Miete zahlen müssen. Es geht also bei so etwas wie Copyright sicher nicht um den eigentlichen Inhalt, denn es wäre vollends absurd, wenn man etwas lernen sollte, anschließend aber nicht behalten oder anwenden dürfte. Worum es geht, das sind vielmehr die Darbietungsform, die Verpackung, wenn Sie so wollen, und das spezifische geistige Eigentum.

I: Das heißt, die Vorlesung ist so etwas wie ein gedrucktes Buch, das ich nicht weiterkopieren darf - oder nur zum eigenen Gebrauch - und das ich ggf. zitieren muss?

AH: Jetzt muss ich wieder sagen: Ja und nein. So richtig scheint mir das rechtlich gar nicht geklärt zu sein. Aber grundsätzlich würde ich sagen: Vorlesungen bestehen inhaltlich zum Teil, zumeist sogar hauptsächlich aus Wissen, das man sich aus verschiedenen Quellen beschaffen kann. Dieses Wissen ist inhaltlich also selbstverständlich gemeinfrei. Und dann wird es einen kleineren Teil geben, der auf individuellen Forschungsergebnissen oder Erkenntnissen des Vortragenden basiert. Die wird er normalerweise irgendwie als geistiges Eigentum kennzeichnen, etwa, indem er es speziell markiert oder indem er eigene Publikationen hochlädt, bei denen sich das dann von selbst versteht.

I: Ok, das ist das Inhaltliche. Kann denn auch etwas anderes geistiges Eigentum des Professors oder der Professorin sein? Und bleiben, wenn die Vorlesung gehalten ist?

AH: Nach meiner Einschätzung ja. Da kommen tatsächlich viele Faktoren zusammen. Nehmen wir an, ich stelle eine Folie her, auf der ich in spezifischer Weise (also so, dass man das nicht überall finden kann) einen Sachverhalt aufbereite, z.B. durch ein Diagramm, das ich hergestellt habe, dann könnte es zu folgendem Fall kommen: Der Inhalt ist allgemein bekannt, der Folienmaster, also das corporate design, unterliegt dem Copyright der Universität Wien, aber die Grafik, die auf der Folie wiedergegeben ist, oder auch die besondere Argumentation, die darin vermittelt wird, gehören mir. Wenn also jemand das weitergeben wollte, müsste man diese Unterscheidung treffen: die Informationen ja, die visuellen Anteile nein, die spezifische Erkenntnis oder Argumentation nur mit Hinweis auf mich als Urheber.

I: Das macht die Sache aber kompliziert...

AH: Ja, Copyright ist kompliziert, und ich beanspruche kein juristisches Fachwissen, zumal solche Dinge auch von Land zu Land verschieden gehandhabt werden. Aber ich selbst muss ja auch darauf achten, Quellen nachzuweisen oder nur creative commons zu verwenden. Solange man jedoch im Studium in einer Vorlesung sitzt und diese zum Eigengebrauch irgendwie festhält, hat man sicher kein Problem. Erst wenn man *diese* Vorlesung, also nicht einfach die Informationen, sondern z.B. meine dann und dann gehaltene Vorlesung gleichsam unter eigenem Namen weiterverbreitet, überschreitet man sicher eine Grenze.

I: Im Ernst: Hat es da schon Konflikte gegeben?

AH: Ich kann mich nur an ein Mal erinnern, es ist viele Jahre her, da kam jemand zu mir mit dem Anliegen, ich möge seine oder ihre Mitschrift durchkorrigieren und sozusagen offiziell machen. Und als ich meinte, dass ich das wirklich nicht schaffen könnte (ich fand, es war ein merkwürdiges Anliegen), wurde mir einigermaßen unverhohlen angekündigt, dann würde die Mitschrift eben ohne mein Draufschaue oder meine Ausbesserungen ins Netz gestellt, und ich sei schuld, wenn dort etwas falsch wäre.

I: Klingt in dieser Form etwas, wie soll man sagen...

AH: Ja, für mich klang es wie eine Drohung. Aber das war in einer Übergangsphase, in der die Möglichkeiten des Internet gerade erst als völlige Aneignungsfreiheit interpretiert wurden. Es gibt ja Menschen, die nicht einsehen, dass überhaupt irgend ein Buch oder Film oder Musikstück noch geistiges Eigentum sein soll, die aber schwer beleidigt sind, wenn sie selbst etwas schreiben oder komponieren, das dann gekapert wird, so dass sie finanziell leer ausgehen. Hinter dem Ansinnen stand jedoch damals wohl der Wunsch nach einem verlässlichen Vorlesungstext.

I: Das ist doch ein nachvollziehbares Anliegen, oder?

AH: Grundsätzlich sicher. Die Frage ist aber, ob das schon auf ein reines Skript reduziert sein muss oder generell: wie sehr man eine Vorlesung schon ganz auf Prüfbarkeit reduziert. Ich lade, wohlgemerkt, ohnehin Folien, Materialien, Primärtexte, publizierte Texte von mir und eben die audiovisuellen Aufzeichnungen der Vorlesung selbst hoch.

I: Und schauen Sie sich an, was dann auf sozialen Plattformen daraus wird?

AH: Nein. Ich bin mit Absicht, was die meisten sozialen Medien betrifft, abstinent. Auf diese Weise gerate ich gar nicht erst in die Verlegenheit, zufällig außerhalb unserer turnusmäßigen Evaluationen über irgendwelche Beurteilungen zu stolpern, die mich vielleicht ärgern würden. Wenn man ehrlich ist, ärgert man sich ja zehnmal mehr über eine Kritik als man sich über ein Lob freut; das ist zwar eigentlich Unsinn, aber jede Schauspielerin und jeder Autor wird es bestätigen. Durch diese Zurückhaltung laufe ich nicht „Gefahr“, die bestimmt irgendwo existierenden Mitschriften von Vorlesungen oder gar Rekonstruktionen von Klausuren zu entdecken, die mich möglicherweise zu Reaktionen herausfordern würden. Mitschriften von Vorlesungen hat es ja immer gegeben, sie sind immer irgendwie zirkuliert und sie haben immer irgendwelche Fehler oder Missverständnisse verbreitet.

I: Sie meinen also, durch das Teilen von Mit- oder Nachschriften entsteht Schaden? Hätten Sie dafür ein Beispiel?

AH: Idealerweise würde jeder und jede selbst die Vorlesung verfolgen und eigene Aufzeichnungen anfertigen. In meinen Augen ist das ein Teil der Studienleistung, und an den sehr guten Klausuren kann ich regelmäßig sehen, wer das tatsächlich so handhabt. Ich bin aber nicht weltfremd; nur ist es wie immer: Wer mit anderen Informationen teilt, teilt auch die Risiken. Gerne ein Beispiel: In einer bestimmten Klausur, in der ab und zu nach besonders langen Romanen gefragt wird, hat sich die Praxis verselbständigt, Gabriel García Márquez' „Cien años de soledad“ zu nennen, wahrscheinlich durch die Suggestion der „hundert Jahre“ im Titel, was natürlich nur denjenigen unterlaufen kann, die das Buch gar nicht kennen. Kurioserweise nützt es nichts, wenn ich das in der Vorlesung vorsorglich korrigiere.

I: Das spricht tatsächlich für die Vermutung, dass die, die den Fehler machen, die Vorlesung selbst gar nicht gehört oder gesehen haben...

AH: Ganz klar. Studienrechtlich ist das natürlich ok, nur geht man eben ein Risiko ein. Die Tatsache, dass manche an Klausuren teilnehmen und sich dabei ganz auf die Notizen anderer verlassen, lässt sich an den Noten ablesen, denn die Vorlesungsklausur ist nach meiner Erfahrung die einzige Prüfungsform, bei der alle Noten, auch 4-er und 5-er, einigermaßen gleichmäßig vorkommen.

I: Haben Sie noch andere Beispiele für typische Fehler durch das Teilen von Mitschriften?

AH: Ja, ich könnte noch gravierendere Stille Post-Fehler anführen, möchte das aber mit Bedacht nicht tun, denn wir wissen ja, dass gerade das Markieren von Fehlern diese weiter am Leben hält. Lieber erwähne ich ein positives Gegenteil: Ich habe irgendwann einmal Heimito von Doderers Redewendung vom „möbelhaften Schweigen“ zur Illustration eines Kapitels bei Virginia Woolf benützt. Seitdem zitieren viele in ihren Klausuren diesen Ausdruck, ganz offenbar, weil er als besonders überzeugend empfunden wird; so habe ich es wenigstens kürzlich in einem Zeitungsartikel gedeutet.

I: Oder weil er zufällig in irgendeiner Mitschrift auftaucht, die oft geteilt wird?

AH: Oder deshalb.

I: Trotzdem - können wir noch einmal auf den Wunsch nach einem Skript zurückkommen, das möglichst alles, aber nur das, was in einer Klausur vorkommt, enthalten soll? Was wäre daran falsch?

AH: Warum ich gegen das Verteilen eines vollständigen (!) Skripts bin, kann man in vier Punkten erklären: Erstens würde so etwas die Teilnahme an der Vorlesung überflüssig machen, was alle weiteren, schon genannten Vorteile des Veranstaltungsformats preisgäbe. Zweitens: Eine Vorlesung ist immer etwas anderes als die reine Vorlesung von Text; deshalb weicht die reale Vorlesung sicher spontan von meinem Skript ab, und das dürfte sie strenggenommen nie tun, wenn der schriftliche Text irgendeine Verbindlichkeit hätte. Deshalb sage und schreibe ich auch immer: Es gilt, genau wie im Parlament, das gesprochene Wort. Drittens gibt es eine physiologische Ursache, die jüngere Menschen nicht kennen, die uns aber fast alle ziemlich genau mit dem 50. Lebensjahr erwischt: Sehprobleme, die dazu führen, dass man, egal mit welcher optischen Ausstattung, nicht mehrerlei gleichzeitig kann: Das Publikum aktiv im Auge behalten und gegebenenfalls mit ihm interagieren, die eigene Präsentation an der Wand sehen, dieselbe Präsentation am Rechner kontrollieren und ein eigenes Skript, sei es als Ausdruck oder auf einem zweiten Bildschirm, ablesen. Solche Wunderbrillen gibt es nicht. Die Folge ist, dass man irgendwann beginnt, seine Vorlesungen mit dem Papier in der Hand weitgehend auswendig zu halten, und wenn man sich in der Materie auskennt, ist das eher ein Lebendigkeitsvorteil. Wir haben keine Teleprompter, verhalten uns aber trotzdem weitgehend wie TV-Moderator:innen, die ihre Texte auf Kärtchen in der Hand halten, aber nur, weil sie sich damit sicherer fühlen.

I: Und viertens?

AH: Viertens erzeugt die vollständige Verschriftlichung auch fatale Konsequenzen. Ich erinnere mich an eine Prüfung, die ich mit einem Kollegen über dessen Vorlesung abhielt. Der Kandidat wusste nicht eben viel und beschwerte sich nach der Bewertung, dass die Fragen sich außerhalb des Skripts bewegt hätten. Als ihm aber am Skript gezeigt wurde, dass das nicht stimmte, beklagte er sich, es hätte im Skript markiert werden müssen, was besonders wichtig und prüfungsrelevant sei. Dieses Spiel könnte man also ad absurdum immer weitertreiben, bis eine Handvoll Fragen zum Auswendiglernen bereitstünde, damit alle die volle Punktzahl erzielten. In den USA soll es sogar mancherorts so sein, weil man die Leute, die hohe Studiengebühren zahlen, nicht verprellen will. Das alles sage ich aber nicht, weil *ich* es möglichst schwer machen wollte – ich bin ja eh kein Freund von Vorlesungsprüfungen. Ich finde nur, dies allerdings, dass man es, alles in allem, nicht zu billig machen darf.

I: Also keine „Klausur zum Auswendiglernen“?

AH: Genau. Leider steuert die immer stärkere Qualitätsstandardisierung zwangsläufig darauf hin. Trotzdem kann man an dem Problem auch erkennen, warum ich eigentlich prinzipiell kein Freund von Klausuren über unsere Vorlesungen bin: Weil das Wissen, das wir vermitteln und produzieren, nur teilweise wirklich zum Abfragen in Klausuren geeignet ist. Und weil das Einzwängen in eine Skriptform die Vorlesung automatisch ihrer besonderen Reize beraubt. Das merkt man gerade im Bereich literarischer Wertung und Meinung.

I: Gehört das denn überhaupt in eine literaturwissenschaftliche Vorlesung?

AH: Nicht als Hauptthema, es sei denn, es *ist* das Hauptthema (also etwa eine Vorlesung über Verfahren der literarischen Wertung), wohl aber, wie ich finde, als individuelle Komponente, als das, was eine Vorlesung bei Professor x von einer Vorlesung zum selben Thema bei Professorin y unterscheidet. Ich fände es tatsächlich traurig, wenn wir alle mündlich oder schriftlich denselben Inhalt auslieferten. Ich selbst würde darum gerne Literaturvorlesungen halten, über die man nicht prüfen kann/muss, also absolut seriöse Informationen mit viel formalem und historischem Fachwissen, aber dennoch unterhaltsam und gerne mit Literaturempfehlungen. Nur, das ist inzwischen eher ein Fernsehformat (und damit auf zwei bis drei Ausübende pro Land beschränkt) und hätte an der Universität einen irgendwie ungeklärten Status. Eigentlich ist es aber schade drum. Deshalb sage ich lieber: Vielleicht hat die verpflichtungslose Vorlesung über Themen von allgemeinem Interesse (Literatur, Kunstgeschichte, Musik) an der Universität, in einer Art *studium generale*, doch eine Zukunft. Ich bin überzeugt, dass die Attraktivität und auch das Selbstbewusstsein der Geisteswissenschaften davon profitieren würden.

I: Herr Professor Hölter, vielen Dank für das Gespräch.

AH: Bitte gerne.

* Die Form des Interviews wurde nur der größeren Lebendigkeit wegen gewählt. Eigentlich handelt es sich um ein freundlich-höfliches Selbstgespräch.